

Aus:

DANIEL INNERARITY

Demokratie des Wissens

Plädoyer für eine lernfähige Gesellschaft

(übersetzt aus dem Spanischen von Volker Rühle)

September 2013, 264 Seiten, kart., 28,80 €, ISBN 978-3-8376-2291-1

Erkenntnis ist mehr als ein Mittel zur Beschaffung von Information – Erkenntnis ist ein Medium des Zusammenlebens. Im Ausgang von dieser Einsicht zeigt Daniel Innerarity, wie sich Politik, Demokratie und Ökonomie in der Wissensgesellschaft neu erfinden müssen. Nicht zuletzt die jüngsten Finanzkrisen haben den Bedarf an systemischer Intelligenz schonungslos vor Augen geführt: Es bedarf einer Politik jenseits des Hierarchie-Modells, die sich an der Aufgabe orientiert, systemischen Risiken vorzubeugen und eine gesellschaftsweit verteilte kollektive Intelligenz zu ermöglichen, mithin eine Demokratie des Wissens zu etablieren. Und es bedarf einer Ökonomie, die sich von der Illusion der Exaktheit verabschiedet und sich ihrer gesellschaftlichen Einbettung bewusst ist. Das Wissen der Wissensgesellschaft schöpft paradoxerweise aus seiner Unexaktheit die Kreativität, die im Umgang mit unhintergehbarem Nichtwissen vonnöten ist. Mit diesem Buch liegt erstmals ein Werk des international renommierten spanischen Philosophen und Publizisten Daniel Innerarity auf Deutsch vor.

Daniel Innerarity ist Professor für Philosophie an der Universidad del País Vasco und Leiter des Institute for Democratic Governance (Globernance). Der mehrfach preisgekrönte Autor und Übersetzer (u.a. Spanischer Nationalpreis für Essays) arbeitet u.a. zur Wissensgesellschaft, zu Demokratie und Globalisierung. Daniel Innerarity ist Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste (Salzburg) und war Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung (Berlin). Seine Werke wurden ins Englische, Französische, Italienische und Portugiesische übersetzt. Der Autor von »La transformación de la política«, »La sociedad invisible« und »The Future and its Enemies« (Stanford University Press) schreibt regelmäßig u.a. für »El País« und »El Correo«. »Le Nouvel Observateur« zählte ihn 2004 zu den 25 wichtigsten Denkern der Zeit.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2291/ts2291.php

Inhalt

Einleitung: Die Erkenntnis lenken | 9

ERSTER TEIL: DIE ÜBERLASTETE INTELLIGENZ

1. Die gut informierte Ignoranz | 15

Paradoxien der Wissensgesellschaft | 15

Wissensmanagement | 21

Komplexitätsreduktion und die Bewältigung
des Überflusses | 27

Literatur | 31

2. Ordnung und Unordnung. Eine Poetik der Ausnahme | 33

Das ungeordnete Wissen | 34

Die Ungenauigkeit der Regeln | 37

Die unmögliche Wiederholung | 41

Mit der Ausnahme umgehen | 43

Literatur | 48

ZWEITER TEIL: DIE ORGANISATION DER UNGEWISSHEIT

3. Wissensgesellschaft und Nichtwissensgesellschaft | 53

Eine aus Wissen gemachte Welt | 54

Die Nichtwissensgesellschaft | 60

Literatur | 68

4. Das Wissen in der Wissensgesellschaft | 71

Die Kritik der technologischen und
wissenschaftlichen Zivilisation | 73
Macht und Ohnmacht des Wissens | 78
Die Struktur der Wissensgesellschaften | 85
Literatur | 90

5. Der Dialog zwischen Wissen und Macht | 93

Die Macht des Wissens und das Wissen der Macht | 96
Expertenwissen und politische Beratung | 101
Das neue Verhältnis von Wissenschaft und Politik | 106
Literatur | 109

6. Wissenschaftlicher Bürgersinn | 111

Mit uns selbst experimentieren | 113
Die Wissenschaft als Angelegenheit aller | 119
Die Wissenschaft und die Menschen | 123
Wissenschaftliche Wahrheit und öffentliche Meinung | 128
Literatur | 131

DRITTER TEIL: DIE KOGNITIVE HERAUSFORDERUNG DER ÖKONOMIE

7. Die Intelligenz der ökonomischen Krise | 135

Eine politische Krise | 135
Intelligenter sein als die Krise | 138
Die ökonomische Konstruktion des Vertrauens | 143
Das Prinzip Verantwortung | 147
Die kooperative Intelligenz | 150
Literatur | 156

8. Eine Ökonomie für eine unkalkulierbare Welt | 159

Die Exaktheitsillusion | 160
Eine andere ökonomische Wissenschaft | 167
Die Nostalgie der ruhigen Leidenschaften | 175
Literatur | 182

Vierter Teil: Die Geographie der Kreativität

- 9. Der Wert der Kreativität | 187**
 - Rhetoriken der Innovation | 188
 - Die Paradoxien der Kreativität | 190
 - Das Erlernen von Kreativität | 195
 - Lob der Inexaktheit | 200
 - Die Gesellschaft der Interpreten | 204
 - Literatur | 210

- 10. Über den Begriff gesellschaftlicher Innovation | 213**
 - Die Gesellschaft ohne Innovation | 213
 - Innovation ohne Gesellschaft | 222
 - Der gesellschaftliche Charakter der Innovation | 226
 - Die Gesellschaft der Innovation | 231
 - Literatur | 237

- 11. Die Regierung intelligenter Territorien | 241**
 - Eine neue Artikulation des Lokalen und Globalen | 241
 - Formen kollektiver Intelligenz | 249
 - Die Geographie der Kreativität | 253
 - Die Wissensgesellschaft regieren | 259
 - Literatur | 261

Einleitung: Die Erkenntnis lenken

Mehr als ein Mittel zur Wissensbeschaffung ist Erkenntnis ein Medium des Zusammenlebens. Ihre wichtigste Funktion besteht nicht in der Reflexion einer vorausgesetzten objektiven Wahrheit, die unsere Wahrnehmungen einer gegebenen Realität angleicht, sondern darin, sich zum mächtigsten Dispositiv bei der Konstituierung eines demokratischen Raums zwischenmenschlichen Zusammenlebens zu machen. Entgegen einer gängigen Auffassung bestehen die Grundprobleme dieses Raumes heute nämlich gar nicht so sehr in Willensschwäche, Entscheidungsmängeln oder Unmoralität. Vielmehr müssen wir sie darüber hinaus vor allem als Erkenntnisdefizite begreifen, die ihren Ursprung in einer unzureichenden Organisation unseres Wissens im Sinne seiner demokratischen Legitimation haben.

Ich teile mit dieser These keineswegs die provokative Intention, mit der Richard Rorty eine ähnlich gelagerte Auffassung verfochten hat, der zufolge die Demokratie wichtiger sei als die Wahrheit, insofern es in ihr nicht nur darum gehe, Prioritäten zu setzen oder gar Unvereinbarkeiten zu konstatieren. Mir geht es in diesem Buch dagegen um eine Ausweitung der Demokratie auf den Bereich der Erkenntnis in einem doppelten Sinn: Zum einen haben die im Bereich der Wissenschaften behandelten Problemstellungen immer auch Dimensionen, welche die Zivilgesellschaft betreffen. Zum anderen lassen sich die Grundprobleme einer Demokratie – wie etwa die Bewältigung der aktuellen ökonomischen Krise – nicht allein auf Fragen politischer Willensbildung beschränken. Vielmehr bestehen sie in Erkenntnisdefiziten, die nach einer differenzierten Einsicht in die komplexen Realitäten, mit denen wir umgehen, und nach verbesserten Steuerungsinstrumenten verlangen. Hier öffnet sich ein Forschungsfeld, das ich bereits in meinem letzten Buch, *El futuro y sus*

enemigos [*Die Zukunft und ihre Feinde*], betreten habe, in dem ich die These entwickle, dass die Reflexion künftiger Entwicklungen und Konsequenzen das beste Mittel einer Erneuerung der Demokratie ist. Das vorliegende neue Buch schließt an diese Überlegung an, indem es deutlich zu machen sucht, dass Erkenntnis und Wissen und die an sie angrenzenden gesellschaftlichen Gebiete (wie die Politiken von Wissenschaft und Innovation, die politische Beratung der Regierungen, die Evaluation der Politik, das Verständnis der aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen oder der Erkenntniskompetenz der für sie Verantwortlichen) Bereiche sind, in denen sich nicht nur die wirtschaftliche Prosperität entscheidet, sondern, grundlegender noch, die Beschaffenheit der Demokratie. Eine Politik *der Erkenntnis* und *vermittels der Erkenntnis* ist zu einer fundamentalen Aufgabe der demokratischen Zivilgesellschaft geworden, die uns gewiss auch viele theoretische Probleme stellt, in der vor allem aber die Beschaffenheit unseres öffentlichen Raumes auf dem Spiel steht.

Die Eingangsthese dieses Buches ist, dass das Charakteristikum einer Demokratie des Wissens und der gesellschaftlichen Erneuerung in der rapiden Zunahme der sich ihr öffnenden Möglichkeiten besteht und dass sich folglich auch der kontingente Charakter ihrer Grundoperationen verstärkt. Immer wenn es darum geht auszuwählen, zu entscheiden, sich auf etwas zu verlassen oder zu antizipieren, ist der Bereich möglicher Optionen unübersehbar, so dass die schließlich realisierten Resultate niemals über den Verdacht erhaben sein werden, dass man irgendeine relevante Möglichkeit außer Acht gelassen haben könnte. Einzelpersonen stehen ebenso wie ganze Gesellschaften vor dem Problem, mit dieser Explosion sich bietender Möglichkeiten in ihren unterschiedlichen Formen umzugehen (einem Überschuss an Informationen, der Pluralität von Meinungen, einander widerstreitenden Legitimationsanforderungen, der Vervielfältigung von Handlungsoptionen und einer Vermehrung der Risiken, Innovationen mit unbekannten Folgen ...), so dass ihre Haupttätigkeit auf eine intelligente Bewältigung dieser Exzesse ausgerichtet sein muss. Kurz, die wichtigste Herausforderung für Subjekte, Organisationen und die Gesellschaft insgesamt besteht in einer gerechten und intelligenten Steuerung dieser unkalkulierbaren Ausweitung von Möglichkeiten. *Die überlastete Intelligenz* ist die anthropologische Grunderfahrung, in der ein Großteil unserer gesellschaftlichen und politischen Probleme wurzelt; ihr ist der erste Teil dieses Buches gewidmet, der insofern eine Art anthropologische Einleitung in die Lenkung der Erkenntnis darstellt.

In diesem Zusammenhang besteht die grundlegende politische Aktion in der *kollektiven Organisation der Unsicherheit*, mit der sich der zweite Teil befasst. Eine demokratische Gesellschaft beruht nicht nur auf legitimen Entscheidungen, sondern auch auf dem ihnen angemessenen Wissen. Erkenntnisprobleme sind insofern immer auch von politischer Natur, und umgekehrt sind politische Probleme ihrerseits in gewisser Weise immer auch Erkenntnisprobleme. Die Fragen nach der Legitimität einer politischen Kontrolle des Wissens und nach der Qualität jenes Wissens, auf dem diese Kontrolle beruht, sind daher nicht nur theoretischer Art, sondern zentrale Dilemmata dessen, was ich Wissensdemokratie nenne. Wenn in diesem Buch von einer Lenkung der Erkenntnis, aber auch von einer Organisation der Unsicherheit die Rede ist, dann deshalb, weil das, was wir euphorisch als Explosion des Wissens und der Informationen zu bezeichnen pflegen, angesichts des Missverhältnisses zwischen dem geringen verfügbaren Wissen und der Größe der zu bewältigenden Probleme, als eine Gesellschaft der Unwissenheit begriffen werden müsste. Ich riskiere sicher nicht zu viel, wenn ich prognostiziere, dass die wichtigsten Kontroversen der kommenden Jahre um Fragen solchen Typs kreisen werden: darum, was wir wissen, was wir nicht wissen und um alle Formen unvollständigen Wissens, in deren Rahmen wir unsere kollektiven Entscheidungen treffen müssen.

Der für unsere Wissensgesellschaften charakteristische Imperativ, aktiv Lernprozesse generieren zu müssen, betrifft vor allem den Bereich der Ökonomie. Im dritten Teil dieses Buches untersuche ich diese *kognitive Herausforderung der Ökonomie*, die sich in der gegenwärtigen ökonomischen Krise besonders deutlich manifestiert. Sie scheint mir eher als Zeichen eines massiven kollektiven Scheiterns vor der Aufgabe zu begreifen zu sein, Risiken zu antizipieren und zu beherrschen, die von ökonomischen Aktivitäten heraufbeschworen wurden und die gewissermaßen intelligenter sind als unsere Steuerungsinstrumente. Die Wiederaneignung der hierfür nötigen Erkenntniskompetenz läuft letztlich auf eine Erneuerung der begrifflichen Grundlagen der Wirtschaftswissenschaften hinaus, von deren Messinstrumenten wir nicht mehr so genau wissen, was sie denn überhaupt messen. Wenn denn die Ökonomie immer noch beansprucht, einen allgemeingültigen Diskurs anzubieten, der die gesellschaftliche Ordnung insgesamt betrifft und einbezieht, dann bedarf sie weniger präziser Berechnungen als vielmehr einer systemischen Idee. Unsere diesbezügliche Intention sollte sich an jenem Wahlspruch von

Keynes orientieren, demzufolge es besser ist, annäherungsweise sicher zu sein, als exakt zu irren. Genau darauf läuft das hinaus, was ich hier eine Ökonomie für eine unkalkulierbare Welt nenne.

Eine Wissens- und Innovationsgesellschaft in diesem Sinn verschiebt die alten Bildungsideale – perfekt, gut informiert oder kritisch zu sein – in die Richtung einer neuen Kompetenz, die wir Kreativität zu nennen pflegen. Sie lässt sich als die Fähigkeit begreifen, unsere Erwartungen zu modifizieren, wenn die Wirklichkeit sie widerlegt, statt darauf zu bestehen, der Realität vorzuschreiben, was diese zu sein hat. Der letzte Teil des Buches analysiert deshalb die vielfältigen Paradoxien, die der Begriff der Kreativität impliziert. *Die Geographie der Kreativität* befragt deren Verteilung in einer Gesellschaft und erwägt die Möglichkeit, dass Gesellschaften und Territorien intelligenter sein könnten als jeder Einzelne von uns. Die kognitive Wende in den Politiken des Raumes und der Regierung im Allgemeinen hat genau mit der Tatsache zu tun, dass die große Herausforderung der Menschheit nicht mehr in der Naturbeherrschung besteht, sondern darin beides, Information und Organisation, in ihrem Zusammenhang zu erkennen und weiterzuentwickeln.

1. Die gut informierte Ignoranz

Wir sprechen sehr enthusiastisch über die Wissensgesellschaft, machen uns jedoch weder die Schwierigkeiten und neuen Anforderungen bewusst, die sie mit sich bringt, noch die Fähigkeiten und Kompetenzen, die Personen und Organisationen in ihr erwerben müssen. Der Diskurs über die Wissensgesellschaft ist grenzenlos optimistisch, da ja das Wissen eine scheinbar unerschöpfliche Quelle neuer Instrumentarien ist. Wir haben uns daran gewöhnt, die allgemeine Zugänglichkeit aller Informationen anzupreisen, als machte uns dies schon weise, und übersehen dabei die neue Ignoranz, zu der uns die Komplexität dieser Informationsmengen zu verurteilen scheint. Ich möchte das hier angedeutete Unbehagen etwas dramatisieren, denn Lobpreisungen gibt es im Überfluss, und vor diesem Hintergrund kann es durchaus auch nützlich sein, wenn uns ein Spielverderber gelegentlich an die Probleme erinnert. Es geht mir dabei darum, einige Missstände der Wissensgesellschaft zu thematisieren und nach den entsprechenden Strategien zu fragen, mit ihnen umzugehen. Nur im Licht einer Bestandsaufnahme ihrer Widersprüche werden wir verstehen können, in welchem Sinn die Wissensgesellschaft uns auch einen ganz bestimmten Umgang mit unserer Unwissenheit abverlangt.

PARADOXIEN DER WISSENSGESELLSCHAFT

Man spricht leichthin davon, dass wir in einer Informations- oder Wissensgesellschaft leben, und doch müsste man im Grunde ganz im Gegenteil konstatieren, dass wir uns in einer Gesellschaft der Desinformation und des Nichtwissens befinden. Wie ist das zu verstehen? Sicher nicht so, als würden uns ideologisch motivierte Machenschaften in die Irre führen,

deren Drahtzieher in verborgenen Hinterzimmern agierten, sondern eher in einem zugleich komplexeren und banaleren Sinn. Unser Nichtwissen ist eine Konsequenz von drei, für die heutige Gesellschaft charakteristischen, Eigentümlichkeiten: des nicht (mehr) unmittelbaren Charakters unserer Welterfahrung, der Dichte des Informationsflusses und der technischen Vermittlungen unseres Zugangs zur Realität. Betrachten wir sie im Einzelnen.

a) Eine Welt aus zweiter Hand

Das grundlegende Problem der Wissensgesellschaft besteht erstaunlicherweise darin, dass sie uns alle etwas dümmer werden lässt. Der Kontrast zwischen dem, was wir wissen und dem, was wir können und vor allem dem, was wir wissen müssten, ist so groß, dass wir sie eher als Gesellschaft des Nichtwissens bezeichnen sollten. Max Weber hat es so ausgedrückt: »Der ›Wilde‹ weiß unendlich mehr über die ökonomischen und sozialen Konsequenzen seiner Existenz als der ›Zivilisierte‹« (1985, 474). Wir wissen weniger in dem Sinne, dass in früheren Kulturen die Menschen zwar vielleicht über weniger Wissen verfügten, dass aber dieses geringe Wissen praktisch alles enthielt, was sie wissen konnten und mussten. Sie hatten ein Wissen aus erster Hand, das unmittelbar erworben und überprüfbar war, während wir das merkwürdige Privileg genießen, von einer Unmenge von Dingen umgeben zu sein, von denen man nur weiß, dass *jemand* von ihnen weiß: Dingen, die sich theoretisch in unserer Reichweite befinden, über die wir aber nichts Konkretes wissen.

Für Menschen früherer Epochen war die Welt verständlicher und transparenter als für uns. Der Fortschritt der Wissenschaft macht das Verständnis der Welt durchaus nicht einfacher, sondern erschwert es, da Wissen die Information in Komplexität transformiert. Und in einer komplexen Gesellschaft vermehren sich diejenigen Dinge – Artefakte, Informationen und Prozesse –, deren Rationalität wir als gegeben annehmen müssen. Je komplexer ein System ist, desto unvermeidbarer wird eine Akzeptanz ohne entsprechendes Verständnis. Die Erkenntnisse der Wissenschaft haben dann immer weniger mit unserer Lebenswelt zu tun und ihre Erklärungen werden für den gesunden Menschenverstand unverständlich. Die schwarzen Löcher sind ebenso unverständlich wie Nanosekunden, die auf Glauben angenommenen Produkte sind ebenso weit von unserer alltäglichen Erfahrung entfernt wie die Statistiken der

Kindersterblichkeit in Äthiopien. Man könnte sagen, dass sich die Welt, je mehr wir als Spezies über sie wissen, desto mehr dem gesunden Menschenverstand entfremdet.

Unsere Welt ist aus zweiter Hand, sie ist vermittelt und es könnte gar nicht anders sein: Wir wüssten sehr wenig, wenn wir nur über unser persönliches Wissen verfügten. Deshalb bedienen wir uns aus einer Vielzahl epistemologischer Prothesen. Diese kognitive Ergänzung ist konstruiert auf der Grundlage von Vertrauen und Delegation. Erfahrungen aus zweiter Hand bestimmen das menschliche Leben mit mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr Macht wie die unmittelbaren Erfahrungen, so dass sich schließlich fast alles, was wir über die Welt wissen, bestimmten Vermittlungen verdankt. Es ist dieser Umstand, welcher der Kritik, dass wir schlecht informiert und manipuliert seien, eine gewisse Plausibilität verleiht, auch wenn diese Kritik der Nostalgie einer unwiederbringlich verlorenen Welt entspricht und die Vorteile der Komplexität übergeht.

b) Der Informationsüberschuss

Unter den unbequemen Missverhältnissen in unserer Welt gibt es eine für die fortgeschrittene Gesellschaft charakteristische Unwissenheit, die durch einen Überschuss an Informationen hervorgebracht wird, der sich mit Neologismen wie »Infomüll« oder »Inforaus« bezeichnen lässt. Die Spezialisierungen und Fragmentierungen des Wissens haben zu einer Zunahme an Informationen geführt, die mit einem nur sehr bescheidenen Zuwachs unseres Weltverständnisses einhergeht. Das Wissen der Menschheit verdoppelt sich alle fünf Jahre, aber im Verhältnis zu diesem verfügbaren Wissen nimmt unsere Weisheit immer mehr ab. Aber dieses Wissen lässt sich nicht einfach parzellieren, sondern erfordert zugleich immer komplexere Ganzheitsvorstellungen, da es sich in seinen Vernetzungen als immer unzugänglicher erweist. Softwareentwickler haben dafür das Wort »overlinking«, das einen Exzess an Querverweisen in den Elementen des Wissens bezeichnet. Man weiß zwar, dass alles mit allem verbunden ist, gerade deshalb aber weiß man nichts mehr. Diese theoretische Verlegenheit hat ihre praktische Entsprechung im Überfluss an Meinungen, der Entscheidungen erschwert und sie zuweilen sogar blockieren kann. Kurz, die massiven Informationen und Kommunikationen informieren ohne zu orientieren, sie generieren das Paradox von Mangelerscheinungen inmitten des Überflusses. Wir leben inmitten dieses In-

formationsüberflusses, aber unsere subjektive Verarbeitungskapazität ist derart begrenzt, dass sich diese Verunsicherung mit einer Formulierung Arnold Gehlens beschreiben lässt, der zufolge wir in einer fremden Welt leben, über die wir im Überfluss informiert sind (1978, 310).

In einer Wissensgesellschaft ist der Feind der Überfluss. Dem nord-amerikanischen Dichter Donald Hall ist zuzustimmen, wenn er schreibt: »*Information is the enemy of intelligence.*« Die schlecht gehandhabte Komplexität ist die neue Form der Ignoranz, oder besser gesagt: »Das Problem ist nicht die Ignoranz, sondern die Konfusion« (Weick 1995). Es gibt eine Form des Anstauens von Problemen, die ihren Ursprung in der bloßen Anhäufung von Informationen hat, denn diese unterscheiden nicht zwischen Sinnvollem und Sinnlosem. Was können wir tun, wenn wir nicht wissen, was wir tun sollen? Wir akkumulieren Daten, begründen zu viel, übernehmen mehr Kompetenzen, breiten uns in der Zeit aus ... Die Anhäufung von Informationen ist eine Form, sich von der unbequemen Aufgabe des Denkens zu dispensieren, denn die Augenblicklichkeit der Information verbietet geradezu die Reflexion.

So leben wir in einer informationsgesättigten Umgebung, die mit Datenmengen angefüllt ist, die keine Orientierung bieten. Sie enthalten eine Überfülle von Reizen, die den Anschein der Information haben, denen gegenüber wir aber selbst entscheiden müssen, ob wir sie als Information betrachten oder nicht. Es gibt keine Information ohne Interpretation. Informiert ist nicht, wer sich richtungslos im Netz der Medien herumtreibt und alles, was er hört oder liest als Information betrachtet, sondern wer gelernt hat, aus diesem Datenmeer die Botschaften auszufiltern, die seine eigene persönliche Situation betreffen.

c) Der unterworfenen Nutzer

Alle Paradoxien der Wissensgesellschaft lassen sich in dem Befund zusammenfassen, dass wir in einer Gesellschaft leben, die intelligenter ist als jeder Einzelne von uns. Überall breitet sich Wissen aus und es gibt mehr davon, als wir wissen können. Wir sind von Experten umgeben, denen wir vertrauen müssen, von intelligenten Maschinen, deren Funktionieren wir nicht nachvollziehen können, von Nachrichten, die wir nicht mehr persönlich überprüfen können ... In einer Welt voller Vermittlungen präsentiert sich uns das Wissen unter der Form indirekter Erfahrungen; und der allgemeine Status des vermittelten Wissens ist das Gerücht

(Marquard 1989, 94). Der Cyberspace ist insofern eine gigantische Gerüchteküche, in der wir mit dem Wissen anderer umgehen. Die Handhabung von Gerüchten und die Verfügbarkeit fremden Wissens sind die übliche Form unserer Erfahrung von Realität.

In dieser Hinsicht hat Kant in abstrakter Form eine durchaus konkrete und alltägliche Erfahrung formuliert: Das Ich muss alle meine Vorstellungen begleiten (1927, B 132-135), aber die empirische Realität muss ihnen keineswegs immer entsprechen. Man kann sein ganzes Leben damit verbringen, Autos zu steuern und an Computern zu arbeiten, ohne jemals einen einzigen Blick in ihr Inneres getan zu haben. Allein schon z.B. der Akt, bei einer Panne die Kühlerhaube unseres Autos zu öffnen, ist ein reiner Akt der Souveränität vor der endgültigen Resignation, der nicht mehr ausdrückt, als ein atavistisches Widerstreben zuzugeben, was wir von Anfang an schon wussten: dass wir sobald wie möglich einen Experten rufen sollten. Unsere Automobilität ist im Grunde Heteromobilität.

Im Zeitalter der Mikroelektronik sehen wir uns umgeben von obskuren Apparaten, zu denen es keinen intuitiven Zugang gibt. Jeder hat schon die alltägliche Verzweiflung erfahren, die die unverständliche Sprache der Gebrauchsanweisungen unserer elektrischen Haushaltsgeräte auslösen kann. Schon seit langem haben wir uns von einem Weltverhältnis verabschiedet, das Heidegger mit dem Ausdruck »Zuhandenheit« definierte: ein unproblematischer, alltäglicher Bereich der Realität, der uns ohne weiteres zugänglich ist (1986, SZ 55). Zuhanden war, was sich in seinem Gebrauch erschöpfte und nicht eigens als Objekt betrachtet wurde. Das vergleiche man mit einem beliebigen Haushaltsgerät. Die *gadgets* der multimediale Gesellschaft sind, mit einem präzisen Ausdruck Hermann Sturms, die »Prothese dessen, was man nicht mehr versteht«, Kapitulationserklärungen der persönlichen Erfahrung. In dieser Welt ist der Gebrauch nicht mehr souverän und einleuchtend, sondern wir leben in der freiwilligen Sklaverei von Nutzern, die sich dem unterwerfen, was sie nicht verstehen, um es zu gebrauchen. Wie in der ökonomischen und politischen Welt so ist auch in der der technischen Gegenstände das Verständnis durch die Akzeptanz abgelöst worden. Zum Glück verbirgt uns die Oberfläche des Gebrauchs die logischen und mechanischen Tiefen der Apparaturen.

Die Logik des Gebrauchs und das Verständnis der Instrumente sind zwei verschiedene Dinge. Etwas benutzen zu können entspricht noch keineswegs einem Verständnis; eines ist das »*know-how*«, etwas anderes die Einsicht. In der heutigen Welt nimmt ein Wissen zu, das man gebraucht,

ohne es zu verstehen. Der für die Industriegesellschaft noch charakteristischen Arbeitsteilung ist in der Wissensgesellschaft eine Teilung der Kenntnisse widerfahren und ihr Nutzer ist ein Kunde der Vereinfachung. Wir wollen von der Tiefenlogik der Prozessoren und Programme gar nichts wissen, sondern ziehen es vor, auf der gefälligen Oberfläche der Funktionalität zu bleiben. Das hat jedoch weitreichende Konsequenzen für unseren Lebensstil, in dem wir uns daran gewöhnt haben, die Dinge in ihrem »*interface value*« (Norbert Bolz) zu nehmen, d.h. auf ihre Oberfläche zu vertrauen, ohne ihr Wesentliches in einer verborgenen Tiefe aufzuspüren und sich damit zu begnügen, sie als Mittel zu benutzen. Wir akzeptieren unser Nichtwissen um das Innenleben der Dinge und der benutzten Artefakte, seien es Automobile oder Computer. Helmut Schelsky hat das als »Vertrautheitsselbsttäuschung« bezeichnet, was wir heute einen »Glauben des Kunden« an etwas nennen könnten, das uns bei jedem Schritt in Erinnerung gerufen wird (»Darf nur vom Fachmann geöffnet werden«, »Fragen Sie ihren Arzt oder Apotheker«), damit wir uns nicht betrogen fühlen und unsere Situation als bloßer Nutzer nicht vergessen. Paradoxerweise bedeutet diese Unterwerfung zugleich ein enormes Anwachsen unserer Freiheiten. Denn wenn wir mehr nutzen können, als wir begreifen, so heißt das nichts anderes, als dass wir dank der Technik davon befreit sind, nachzudenken und jeden Schritt selbst zu entscheiden. Letztlich besteht die Wirksamkeit der Technik darin, einen Automatismus einzuführen, der durch »keine Entscheidung unterbrochen wird« (Luhmann 200, 370). Ein Produkt ist genau dann intelligent, wenn es fähig ist, seinen Abgrund des Nichtwissbaren zu verbergen, so dass der Benutzer ihn nicht sieht und sich von der Einfachheit seines Gebrauchs verführen lässt. Darin besteht die Intention jeder Werbung, welche die einfache Handhabbarkeit und die taktile und visuelle Vertrautheit des Produkts herausstellt. Das verständliche Instrument ist das, welches seine Technik verbirgt. Der Erfolg vieler Instrumente verdankt sich genau diesem Umstand, der uns vorspiegelt, es handle sich um leicht handhabbare und erklärbare Techniken. Deshalb ihre Nähe zum Spiel, die es gerade Kindern leicht macht, sich im Universum der neuen Medien zurechtzufinden, in dem sie ihren Eltern sofort an Kompetenz voraus sind. Denn Kompetenz erwirbt man sich hier nicht durch die Lektüre der Gebrauchsanweisungen, sondern durch das Vergnügen am Gebrauch.

Nur ein Nostalgiker könnte diese Form der informierten Ignoranz als etwas grundsätzlich Negatives abtun. Denn schließlich verdanken wir den

Dingen, die für uns denken auch Errungenschaften, die wir nicht mehr missen möchten. Um es auf eine vielleicht etwas provokative Weise auszudrücken: Unsere Zivilisation könnte, wenn es nötig wäre, durchaus auf intelligente Personen verzichten, aber keineswegs mehr auf die intelligenten Dinge. Der zivilisatorische Fortschritt wurde nicht deshalb in Gang gesetzt, damit die Menschen denken, sondern um dessen willen, was ihnen das Denken erspart. Der nordamerikanische Philosoph Whitehead hat dies folgendermaßen ausgedrückt: »Die Zivilisation schreitet proportional zur Anzahl der Operationen voran, welche die Menschen ausführen können, ohne an sie zu denken« (1948, 41-42). Sie entwickelt sich mithin in dem Maße, in dem sie Apparate und Verfahrensweisen anhäuft, die uns erlauben zu handeln, ohne darüber nachzudenken. Genau darin besteht das Vertrauen der Nutzer. Die Grundlage unserer Zivilisation ist daher nichts anderes als die Unterwerfung unter das Unverständene. Auf diese Weise ermöglicht uns die Technik eine Ignoranz, die nicht nur inoffensiv ist, sondern die wir sogar als wohlütig bezeichnen können.

WISSENSMANAGEMENT

Um zu begreifen, wie man dieses Wissen regiert, dessen Paradoxien wir eben betrachtet haben, müssen wir unterscheiden zwischen Daten, Informationen und Wissen. Nur dann wird verständlich, dass der Gebrauch des Wissens etwas anspruchsvoller ist als die bloße Erhebung von Daten und der Austausch von Informationen. Er besteht in einer konstruktiven Darstellung des Wissens.

a) Das Universum der Daten

Eine Organisation muss über Instrumentarien der Beobachtung verfügen, die es ihr ermöglichen, Daten zu generieren, welche die Organisation und ihre Umwelt betreffen. Diesem Erfordernis dient die gesamte Arbeitsleistung, die nötig ist, um etwa Satellitenbilder zu erhalten, ökonomische Indikatoren zu erstellen, Daten aus Meinungsumfragen zu erheben oder Börsenkurse zu notieren.

Auch wenn der Datenüberfluss der Normalzustand ist, so kann es auch vorkommen, dass den Organisationen die nötigen Daten oder Beobachtungsinstrumente fehlen. Seit einigen Jahren wird deshalb auch

verstärkt die praktische Relevanz von Daten hervorgehoben, welche die künftigen Möglichkeiten einer Organisation betreffen. Gewöhnlich verfügt man jedoch nicht über solche Daten, da hierfür keine handhabbaren Beobachtungsinstrumente zur Verfügung stehen. Von hier aus gesehen ist die Entwicklung neuer Instrumentarien durchaus vielversprechend. Auf dieser Linie liegen z.B. das »*Balanced Scorecard*«, das nicht nur harte quantitative Daten widerspiegelt, sondern auch die Kundenzufriedenheit und die Qualität von Prozessen, das EFQM-Führungsmodell, das eine jährliche Prüfung seiner Mitglieder verlangt, oder das *Rating*-Modell, das neben der finanziellen Solidität auch die künftige Zahlungsfähigkeit und künftige Schwachstellen aufzeigt.

Der Umgang mit dem Wissen befähigt nur dann zu kreativen Veränderungen, wenn man über die adäquaten Instrumentarien zur Qualitätsmessung von Organisationen verfügt. Die doppelte Buchführung hatte geradezu revolutionäre ökonomische Auswirkungen, da sie die Messkriterien für den Wert eines Unternehmens verändert hat. In einer Zeit unablässiger Veränderungen kommt gerade solchen Kriterien für die Messung von Qualitäten eine besondere Bedeutung zu, weil sich nur das verändern lässt, was auch messbar ist und weil sich Veränderungen nur bewerkstelligen lassen, wenn man über Indikatoren dafür verfügt, was für die Organisation und ihre Mitglieder jeweils relevant ist. Wenn sich beispielsweise der Erfolg eines Unternehmens am Börsenwert seiner Aktionen bemisst, so verweist das auf eine relevante Grundlage dieses Wertes, so dass man Veränderungen daran orientieren wird, diesen Börsenwert zu steigern. Wenn sich der Erfolg einer bestimmten Instanz der öffentlichen Verwaltung an der Anzahl erledigter Akten ablesen lässt, dann wird die Organisation versuchen, diese Anzahl zu erhöhen und anderen möglichen Indikatoren weniger Aufmerksamkeit widmen. Und wenn sich schließlich eine Universität für erfolgreich hält, weil sie die Ordnung ihres Betriebs ohne Zwischenfälle aufrechterhalten kann, dann wird sich ihre Organisation künftig an diesen Relevanzkriterien orientieren.

Demnach hängen Daten davon ab, was wir aufgrund der Instrumente und Verfahrensweisen der Beobachtung jeweils zu »sehen« vermögen. Zugespitzt formuliert gibt es gar keine Daten an sich, sondern nur beobachtungsabhängige, d.h. durch Beobachtungen generierte oder konstruierte Daten.

Im Allgemeinen ist deshalb nicht ein Mangel an Daten das Problem, sondern die Überfülle irrelevanter und sinnloser Daten oder die Verwen-

dung allzu einfacher Indikatoren. Der größte Teil der von einer Organisation generierten Daten (Berichte, Bilanzen, Jahrbücher) sind nichts weiter als eine Anhäufung »törichter« Daten. Kurz, Daten haben Sinn oder dienen nur dann zu etwas, wenn sie in Informationen transformiert werden.

b) Die Erzeugung der Information

Der Umgang mit Daten erfordert zunächst einmal Mechanismen und Routinen zur Reduktion ihrer Quantität und Komplexität. Um von einer Anhäufung von Datenmengen zu Informationen zu gelangen, muss man sie erst einmal in einen Bedeutungskontext einführen. Daten müssen in irgendeiner Weise kodifiziert werden, um überhaupt zu existieren. Da auch Bedeutungen nicht an sich existieren, sondern stets Funktionen eines Systems sind, muss jede Information wiederum auf ein System bezogen werden. Solche Systeme (übergeordnete Einheiten, Personen, Abteilungen, Organisationen) können aus denselben Daten ganz unterschiedliche Informationen extrahieren. Informationen gibt es nur dann, wenn ein Beobachtungssystem über Relevanzkriterien verfügt und in der Lage ist, Daten eine konkrete Relevanz zuzuschreiben.

Eine Organisation benötigt Verfahrensweisen der Beobachtung und Relevanzkriterien zur Konstruktion von Informationen; nur so kann sie aus einem Meer von Daten nützliche Informationen für die Strategie und die Ziele der Organisation in den jeweils relevanten Kontexten gewinnen. Das ist vielen Organisationen durchaus nicht immer bewusst. Sie gehen dann davon aus, es mit einem Informationsaustausch zu tun zu haben, beziehen sich aber in Wahrheit auf einen bloßen Datentransport. Der viel beredete »Austausch von Informationen« reduziert sich sehr häufig auf einen Austausch von Daten, den die jeweiligen Akteure in ganz *unterschiedliche* Informationen übersetzen. Ein wirklicher Informationsaustausch ist nur dann möglich, wenn die Akteure und Systeme, die ihn in Gang setzen, sich zuvor die Mühe gemacht haben, ihre Relevanzkriterien miteinander zu koppeln und dieselbe Sprache sprechen.

Aber auch für Informationen gilt in wachsendem Maße, was ich oben bereits über die Daten gesagt habe: Wir sind durchaus auch einem Überfluss an relevanten Informationen ausgesetzt, so dass es immer schwerer wird, einen Überblick zu gewinnen, einzelne Informationen zu verstehen und alle Informationen zu verarbeiten. Damit wächst das Risiko, irrelevante oder unwichtige Informationen auszuwählen und das wirklich

Wichtige zu übersehen. Deshalb ist es auch hier notwendig, die Suche nach und die Auswahl von Informationen im Einklang mit bestimmten Kriterien und Prämissen zu gestalten. Hier entscheidet sich, ob eine Organisation auf der Stufe einer bloßen Akkumulation von Informationen verbleibt oder in der Lage ist, den Umgang mit ihnen in einen Umgang mit Erkenntnissen zu transformieren.

Datenbanken sind deshalb keine Lösung des Informationsproblems, sondern in ihnen besteht im Grunde das Problem. Seit langem schon können wir über alle nötigen Informationen verfügen, die wir gewöhnlich brauchen, aber der Zugang zu diesem angehäuften Wissen ist ein schwieriger Auswahlprozess. Deshalb ergeben sich die Probleme einer Wissensgesellschaft im Allgemeinen nicht aus Informationsmängeln, sondern eher aus fehlenden Kriterien für die Suche nach geeigneten Informationen. Zwar ermöglicht Google jederzeit den Zugriff auf relevante oder unnötige Informationen, aber wer eine konkrete Entscheidung zu treffen hat, wird von dieser Informationsmenge häufig eher entmutigt. Denn über je mehr Informationen wir verfügen, desto schwerer fällt die Entscheidung. Ein anderes, diese Schwierigkeit veranschaulichendes Beispiel ergibt sich aus den Politiken der Transparenz. Man beruft sich häufig auf die Transparenz von Dokumenten und des freien Zugangs zu ihnen, aber wenn jemand Aufschluss über bestimmte Vorgänge sucht, ist durchaus nicht klar, welche Dokumente er dazu anfordern oder einsehen müsste. D.h. Transparenz ist nur dann wirklich gewährleistet, wenn die Regierenden nicht nur Daten, sondern eben auch Informationen zur Verfügung stellen.

c) Der Wert des Wissens

Der Druck von Informations- und Kommunikationstechnologien legt es zunächst nahe, alle Probleme als Probleme mangelnder Informationen zu interpretieren. Aber Informationen geben keine Antwort auf Sinnfragen. Insofern ist die Übermittlung von Informationen nur einer von vielen Aspekten der menschlichen Kommunikation.

Information und Wissen ist durchaus nicht dasselbe, ja Informationen können wirkliches Wissen geradezu blockieren. Dies zunächst schon deshalb, weil neue Informationen keineswegs notwendig auch schon neues Wissen generieren. Eine Information transformiert sich nur dann in Wissen, wenn man sie angemessen gebraucht, um etwa Vergleiche an-

zustellen, Konsequenzen zu ziehen oder Verbindungen zu erzeugen. Ein solches Wissen lässt sich als Information verstehen, die von Erfahrungen, Urteilen, Intuitionen und Werten umgeben ist. Eine bloße Akkumulation von Informationen ohne kohärente Ordnung und praktische Relevanz wird niemals ein dauerhaftes und begründetes Wissen hervorbringen. »Wissen ist eine Struktur, die den Umgang mit Informationen ermöglicht und erleichtert« (Luhmann 1997, 124), d.h. ihre Aufnahme, die sie als neu oder auch als irrelevant erkennt.

Informationen unterscheiden nicht zwischen Sinnvollem und Sinnlosem. Eine Enzyklopädie enthält mehr Informationen, als die intelligentesten Menschen jemals verarbeiten könnten, sie enthält aber noch kein Wissen. Wissen ist eine Verbindung bedeutsamer Informationen, die einen hohen Grad an Reflexivität voraussetzt. »Wissen hat man nicht. Wissen ist eine Aktivität. Wissen verlangt Aneignung und nicht nur Verbrauch. Informationen hat man und der Zugang zu ihnen verlangt nur geringe kognitive Anstrengung« (Stehr 2003, 47). Informationen »reisen« und übertragen sich ohne große Hemmungen; da sie weniger empfänglich für Kontexte sind und ihren Wert in sich selbst haben, sind sie mobiler als das Wissen. »Information wird berichtet; Wissen wird erzeugt« (Krohn 2003, 99). Aus diesem Grund darf die Informationsübertragung nicht mit der Übermittlung von Wissen verwechselt werden, da sich dieses eigentlich gar nicht übertragen lässt, sondern aktiv hervorgebracht wird.

Die uns zur Verfügung stehende Informationsmenge muss bearbeitet werden. Man muss Daten, Ereignisse, Meinungen zum beglaubigten Wissen in Beziehung setzen und ein kohärentes Weltbild generieren. Dabei handelt es sich um ein Vermögen, das man erwerben kann, so dass es durchaus nicht unvermeidlich ist zuzusehen, wie die Welt im Informationsmüll untergeht. Angesichts dieser Entwicklung geht es vielmehr darum, Informationen in Wissen zu transformieren und sie mit Hilfe von Bedeutungskriterien zu bewerten. Gelingt das, dann sind der unbeschränkte Zugang zu Informationen, ihre grenzenlose Kombinationsfähigkeit und ihre universale Verfügbarkeit nicht nur bedrohlich, sondern bergen durchaus auch Chancen. In einer Gesellschaft, die sich nicht mehr auf fraglose Traditionen berufen kann, müssen sich Individuen und Organisationen daran gewöhnen, alle für sie lebenswichtigen Informationen auszufiltern und ihre Routinen auf der Grundlage dieser Prozesse ihrer persönlichen Aneignung ständig zu reformulieren. Genau darin gründet die Notwendigkeit von Innovation.

Die grundsätzliche Schwierigkeit, der die Organisationen in einer Wissensgesellschaft zu begegnen haben, besteht paradoxerweise nicht so sehr darin, Wissen zu erlangen, sondern eher, sich von ihm zu befreien und den Überfluss an Informationen zu bekämpfen. Ihre wichtigste Aufgabe besteht in der Konstitution von Systemen, die Wissen artikulieren und sich nicht darauf beschränken, lediglich Daten anzuhäufen.

d) Der informative Entwurf

Was ist in diesem unüberschaubaren Zusammenhang von Vermittlungen, Überangeboten und Nutzern die wichtigste Kompetenz? Wenn die unmittelbare Erfahrung sehr begrenzt ist und die Anhäufung von Daten ein Ausmaß erreicht, das die Kenntnis des Funktionierens der Artefakte und die Möglichkeiten ihres Gebrauchs überfordert, dann sind Wissenskonstrukteure (-entwickler) vonnöten, welche die Informationen gleichsam zum Sprechen bringen und sie in Wissen transformieren. Die in dieser Hinsicht kreativste Aufgabe besteht in der Bearbeitung und Aufbereitung von Informationen. Der künftige Arbeiter in einer Wissensgesellschaft wird ein Informationsdesigner sein, der Wege im Labyrinth der Informationen bahnt. Dieser Organisator von Wissen erschließt neue begehbare Wege durch die Unmenge gespeicherter und miteinander vernetzter Daten. Seine wichtigste Leistung besteht im »*infomapping*«, d.h. darin zu wissen, wo das Wissen aufzufinden ist. Denn ab einem bestimmten Moment ihrer Anhäufung nützen Informationen nichts mehr, wenn sie nicht gefiltert, konfiguriert und strukturiert werden.

Unablässig versenden, empfangen, speichern und manipulieren wir Informationen. Dabei sind wir einem Datenstrom ausgesetzt, der uns nötigt, Wichtiges von Überflüssigem zu unterscheiden. Da uns die Netze der Datenbeschaffung dabei keine Hilfestellung geben, benötigen wir Techniken der kognitiven Auswahl und Unterscheidung, um nicht im Informationsmeer zu ertrinken. Diesem Zweck dienen »kognitive Karten« (Axelrod 1976), und man wird davon ausgehen können, dass der Bedarf an solchen Karten durch die Landschaften des Wissens in der Zukunft zunehmen wird. Die wichtigste Fähigkeit des Menschen wird dann seine Selektionsfähigkeit sein. Diese Fähigkeit bezieht sich auf den wachsenden Bedarf an bedeutungskonstituierenden Komplexitätsreduktionen, von denen wir zugleich wissen, dass jeder Versuch der Vereinfachung irgendwann eine kritische Grenze erreicht, an der sich die notwendige

Reduktion in eine unangemessene Simplizität verwandeln kann. Dennoch und gerade deshalb wird die Notwendigkeit intelligenter Vereinfachungen der Welt weiterhin unsere größte Herausforderung bleiben. Vor diesem Hintergrund können wir getrost auch davon ausgehen, dass das Buch, anders als das geläufige Voraussagen unterstellen, durchaus auch in Zukunft weiterbestehen und vonnöten sein wird. Denn das Buch hat in ausgezeichneter Weise eine Filterfunktion, die Informationen auswählt und zu einem intelligiblen Ganzen aufbereitet.

In diesem Zusammenhang denken wir beispielsweise auch an den Gebrauch der (elektronischen) Medien. Die Kompetenz in diesem Gebrauch lässt sich keineswegs auf die Beherrschung von Apparaten und Techniken reduzieren, die für sich genommen völlig unzureichend ist, um die Welt zu verstehen und in ihr angemessen zu handeln. Zwar ist sie eine Bedingung für den Umgang mit Informationen, aber dieser Umgang hat eine sehr viel größere Reichweite, angesichts derer es vor allem darum geht, die Bedienung der Medien in den Dienst von Erkenntnisgewinnen und Ausdrucksfähigkeiten zu stellen. Dies verlangt ein reflexives Verhältnis zu den Medien, eine Fähigkeit auszuwählen, ein Verständnis der Symbole, eine Interpretation der Zeichen und eine Zeitökonomie.

Im Licht solcher Anforderungen ist ein Wissensdesigner jemand, der nicht vorfabriziertes Wissen bearbeitet, sondern sich der Suche nach den angemessenen Fragen widmet. Denn interessanter als die Suche nach Antworten auf vorformulierte Fragen ist es, die Fragen zu formulieren, aus denen sich originelle Antworten gewinnen lassen. Wir müssen deshalb die Kunst des Fragens erlernen, welche die wichtigste Technik darstellt, um Komplexität zu reduzieren und das wirklich Bedeutsame auszuwählen.

KOMPLEXITÄTSREDUKTION UND DIE BEWÄLTIGUNG DES ÜBERFLUSSES

Eine Wissensgesellschaft ist, wie sich gezeigt hat, eine Gesellschaft, die intelligenter ist als wir selbst. Das bedeutet, dass das Individuum gleichsam der »Flaschenhals« (Norbert Bolz) der Informations- und Wissensgesellschaft ist. Wir haben eine Vielzahl von Optionen zur Verfügung, die in keinem Verhältnis mehr zu unseren Zeitreserven steht. Unsere Möglichkeiten und unsere Fähigkeiten stehen völlig disproportional zu-

einander. Unter diesen Bedingungen drängt sich uns eine Art gedankliches *fast food* auf und die menschlichen Maßstäbe seiner Bewältigung werden heutzutage in Begriffen von Filtern und Selektionen formuliert. Ein Filter reduziert die Komplexität in dem Maße, wie er eine bestimmte Informationsmenge als »Lärm« aussondert: Informationen, von denen man nichts wissen will. Das Hauptproblem besteht dabei darin, das als Lärm Auszusondernde genau zu treffen und keine relevanten Informationen zu übergehen. Die Komplexität einer unübersichtlichen Welt nötigt uns ständig zu kontingenten und riskanten Auswahlentscheidungen.

Wenn es im aktuellen Datenmeer vor allem darum geht, Informationen angemessen zu reduzieren, welche Strategien sind dann am besten geeignet, um sich vor diesem bedrohlichen Überfluss zu schützen? Und worin bestehen dann die wichtigsten Bildungsziele in einer Wissens- und Informationsgesellschaft? Diese lassen sich in zwei grundlegende Fähigkeiten zusammenfassen: die Ausrichtung der Aufmerksamkeit und die Aussonderung von Informationen.

Als menschliche Wesen müssen wir unsere Aufmerksamkeit gezielt ausrichten, insofern wir informationsverarbeitende Systeme sind, die ihren Stoff nicht parallel, sondern sukzessiv in zeitlicher Folge bearbeiten, denn normalerweise können wir nicht allzu viele Dinge zugleich tun. In einer komplexen gesellschaftlichen Situation werden sehr schnell die Grenzen der Interaktion gleichzeitiger Subsysteme sichtbar, d.h. man kann nicht zugleich telefonieren und einen Roman schreiben, und es ist unmöglich, alle Informationsquellen mit gleicher Intensität zu beachten. Wer nur ein wenig Organisationserfahrung hat, kennt eine ganze Anzahl von Operationen, die ihren Ursprung in der Begrenztheit unserer Aufmerksamkeit haben und uns zu einer manchmal schmerzlichen Auswahl nötigen.

Die knappste Ressource ist die Aufmerksamkeit und deshalb hängt sehr viel davon ab, dass wir angemessen mit ihr umgehen. Ein einfacher Mechanismus besteht in der Unterscheidung zwischen dringenden und weniger dringlichen Aufgaben, ein anderer im Verzicht auf den Versuch, alles unter Kontrolle zu behalten. Zugleich weiß jeder, dass man im Ozean der Informationen sehr leicht Zeit verliert oder die Akkumulation von Daten ab einem gewissen Zeitpunkt nur dazu dient, Entscheidungen zu verzögern. Deshalb ist innerhalb von Organisationen der angemessene Umgang mit der Aufmerksamkeit besonders für diejenigen wichtig, die den Gesamtüberblick behalten müssen.

Der Reichtum an Informationen und die Armut an Aufmerksamkeit sind zwei Seiten einer Medaille. Je größer die verfügbare Informationsmenge, desto anspruchsvoller wird die Aufgabe, unsere Aufmerksamkeit angemessen auszurichten und desto knapper ist die Zeit, die wir für die Suche nach einer nicht verfügbaren Information aufwenden können. Die Konstitution von Informationsnetzen innerhalb von Organisationen hat also von Anfang an mit dem Ausfiltern relevanter Informationen unter den Bedingungen von Zeitknappheit und Unsicherheit zu tun. Dabei geht es nicht darum, den Beteiligten noch mehr Informationen zur Verfügung zu stellen, sondern sie im Gegenteil vor einer Zerstreuung ihrer Aufmerksamkeit zu bewahren. Um diese für eine Wissensgesellschaft typische Eigenschaft der Zerstreuung zu verstehen, ist zu berücksichtigen, dass Handlungen in einer Welt, in der es an Informationen mangelt, etwas ganz anderes sind als in einer Welt, in der im Gegenteil die Aufmerksamkeit knapp ist.

Der Kampf gegen die Überkomplexität nimmt häufig die Form einer Elimination von Informationen an. Denn der Mensch ist nur in begrenztem Maße fähig, seine Erinnerung, sei es auf evolutionärem Weg oder mittels spezifischer Techniken, zu erweitern. Je mehr deshalb das verfügbare Wissen anwächst, desto dringender wird der Wunsch, ja die Notwendigkeit, bestimmte Informationen zu vernachlässigen und Verfahrensweisen zu entwickeln, um zwischen dem Wissenswerten und Unwichtigen zu unterscheiden. Die Kunst des richtigen Vergessens und einer rational begründeten Abwehr von Informationen wird daher immer wichtiger. Die Tatsache, dass die Fähigkeit der Auswahl von Informationen begrenzt ist, bedeutet durchaus nicht, dass kein Unterschied besteht zwischen einer zufälligen Informations-»incompleteness«, die lediglich das Ergebnis schlechter Vorbereitungen ist und einer bewusst und von Anfang an beabsichtigten Informationsfreigabe (Lindblom 1965, 519). Selektivität in der Auswahl von Informationen ist unumgänglich, sie kann aber willkürlich ausgeübt oder sinnvoll strukturiert werden.

Auf jeden Fall müssen wir von einem exzessiven, vom Ideal der Perfektion und Vollständigkeit geleiteten Umgang mit Wissen zu einem eher selektiven Umgang mit ihm übergehen. Wir werden dafür Techniken benötigen, die uns auch und gerade mit einem unvollständigen Wissen Fortschritte ermöglichen. Unsere heutigen Gesellschaften sind daher auf Kulturformen angewiesen, die in der Lage sind, die sich öffnenden Möglichkeiten auf das zu reduzieren, was auszuwählen ist (Luhmann 1997,

405). Im Horizont dieser Problemstellung sind Begriffe entstanden wie »rational ignorance«, der auf Anthony Downs' ökonomische Demokratietheorie zurückgeht, oder »simple-minded search« (Cyert/March 1963, 170), ein wachstumsorientierter Begriff, der eine erschöpfende Suche nach allen möglichen Alternativen für ein bestimmtes Problem zurückweist.

Ignorieren ist dann rational, wenn die Kosten einer Beschäftigung mit zusätzlichen Informationen höher sind als ihr Nutzen. Solche Verfahrensweisen einer bedeutungsvollen Reduktion relevanter Informationen erleichtern die Konzentration auf das Grundsätzliche und die Aussonderung unnützer Details und Zusammenhänge. Bei diesem Licht besehen befreien uns Verfahren wie Kategorisierungen, Protokollierungen, die Ausbildung von Routinen und Typisierungen von der Anstrengung, jede Situation so anzugehen, als sei sie einzigartig. Ebenso wie Stereotype und Kategorien gestatten uns diese Verfahren, uns in der Welt zu bewegen, ohne ständig Entscheidungen treffen zu müssen (Perrow 1970, 58).

Die Angemessenheit der Vorstellung, dass mehr Information nicht schade, ist keineswegs ausgemacht. Denn ein Überfluss an Informationen ist eher schädlich, da er vom Wichtigen ablenkt und Entscheidungen blockieren kann. Deshalb ist es zuweilen notwendig, Informationen zu vernichten, auch wenn dies für den modernen Willen zum Wissen als eine provokative Forderung erscheinen mag.

Aber es entspricht durchaus auch der alltäglichen Erfahrung, dass wir unablässig Relevanz- und Selektionsfilter errichten. Von der Plakette »keine Werbung« auf Briefkästen, über die Auswahl des Tagesmenüs im Restaurant, bis zum Rückgriff auf die Kurzversionen der Gebrauchsanweisungen oder den Kanon unentbehrlicher Bücher ist unser Leben voller Verfahren, sich von bestimmten Informationen abzuwenden wie von einem Lärm, der uns vom Wesentlichen ablenkt. Jeder, der nur über ein wenig Arbeitserfahrung verfügt, hat gelernt, dass das wichtigste Element jeder Organisation im Grunde der Papierkorb ist: »Ohne Radiergummi kann man nicht leben« (Bateson). Eines der fundamentalsten Probleme, die sich uns heute stellen, ist das einer intelligenten Diskriminierung: Was können wir getrost übersehen oder ignorieren? Das wertvollste Wissen bezieht sich darauf, was man nicht wissen muss. Weil heutzutage der Mehrwert in weniger Informationen besteht, sind wir ständig auf der Suche nach Synthesen, allgemeinen Ideen, dem Kern eines Sachverhaltes.

Da wir nicht alle Informationen verarbeiten können, die uns erreichen, können wir die Räume für die Aufmerksamkeit nur dann offenhalten, wenn wir Informationen vernichten. Dafür stehen uns insbesondere die Kräfte des Vergessens und eines organisierten Nichtwissens zur Verfügung, die als Relevanzfilter und Agenten jeder Selektion unentbehrlich sind. Wir müssen dabei freilich wissen, dass jede Vernichtung von Informationen auch ihre Risiken birgt, da wir die Entscheidung, ob ein bestimmtes Wissen sinnvoll ist oder vernachlässigt werden kann, immer ohne eine zureichende Kenntnis des Gesamtzusammenhangs treffen müssen.

Jedenfalls bedeutet gut informiert zu sein in der heutigen Wissensgesellschaft, dass man auch spezielle Fähigkeiten zur Unterdrückung, Nichtbeachtung und zum Vergessen von Informationen ausgebildet hat, die Computer nicht besitzen. Denn Maschinen sind programmiert, um zu speichern und sie sperren sich gegen das Vergessen, wie sich schon daran zeigt, dass jeder Befehl zum Löschen sofort die Frage evoziert: »Sind Sie sicher, dass Sie dieses Dokument löschen wollen?«, oder dass es prinzipiell immer möglich ist, eine Information zu restituieren, die wir glaubten, endgültig gelöscht zu haben. Der Vorgang, der bloße Informationen in etwas Nützliches und Bedeutsames transformiert, ist also letztlich eine spezifisch menschliche Weise, mit ihnen umzugehen: das Vergessen.

LITERATUR

- Axelrod, Robert (1976) (Hg.), *Structure of Decision. The Cognitive Maps of Political Elites*, Princeton University Press.
- Cyert, Richard M./March, James G. (1963), *A Behavioral Theory of the Firm*, Cambridge MA: Blackwell.
- Downs Anthony (1957), *An Economic Theory of Democracy*, New York: Harper.
- Gehlen, Arnold (1978), *Einblicke*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin (1986), *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer.
- Innerarity, Daniel (2009), *El futuro y sus enemigos. Una defensa de la esperanza política*, Barcelona: Paidós. Franz. Übersetzung (2008): *Le futur et ses ennemis*, Paris: Flammarion-Climats. Engl. Übersetzung (2012): *The future and its enemies*, Stanford: Stanford University Press.

- Kant, Immanuel (1927 [1787]), *Kritik der reinen Vernunft*, in: *Kants gesammelte Schriften*, herausgegeben von der preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin: Walter de Gruyter.
- Krohn, Wolfgang (2003), »Das Risiko des (Nicht-)Wissens. Zum Funktionswandel der Wissenschaft in der Wissensgesellschaft«, in: Stefan Böschen/Ingo Schulz-Schaeffer (Hg.), *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 87-118.
- Lindblom, Charles (1965), *The Intelligence of Democracy. Decision Making through Mutual Adjustment*, New York: Free Press.
- Luhmann, Niklas (1997), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt: Suhrkamp.
- (2000), *Organisation und Entscheidung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Marquard, Odo (1989), *Aesthetica und Anaesthetica. Philosophische Überlegungen*, Paderborn: Schöningh.
- Perrow, Charles (1970), *Organizational Analysis*, London: Tavistock.
- Stehr, Nico (2003), *Wissenspolitik: Die Überwachung des Wissens*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Turkle, Sherry (1995), *Life on the Screen: Identity in the Age of the Internet*, New York: Simon & Schuster.
- Weber, Max (1985), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hgg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen: Mohr.
- Weick, Karl (1995), *Sensemaking in Organizations*, London: Sage.
- Weiler, Joseph (1999), *The Constitution of Europe*, Cambridge University Press.
- Whitehead, Alfred N. (1948 [1911]), *An Introduction to Mathematics*, Oxford University Press.